

Das Geld

Für Geld kann jeder alles kaufen, so weit hat die moderne „Marktwirtschaft“ es gebracht. Die ausgefallensten Wünsche sind kein Problem, wenn genügend Kaufkraft dahintersteht. Kaufleute machen zwischen ihren Kunden keinen Unterschied – außer wieder dem der Kaufkraft; wie sonst keiner halten sie sich an den Gleichheitsgrundsatz demokratischer Verfassungen. Die Kunden ähnlich: Bei „Aldi“ versorgt sich auch die Dame im Nerz mit dem Nötigsten; den Luxus aus „Schlemmergassen“ besorgen sich – hin und wieder und in entsprechenden Portionen – auch Leute ohne Bankkonto. Als Münze oder Zettel, in absolut ungenießbarer Form, ist der Reichtum am schönsten; denn so verschafft er, in genau bemessener Größenordnung, Zugriff auf jeden denkbaren Genuß. Mit Geld geht alles, bekanntlich sogar das, was „mit Geld nicht zu bezahlen“ ist.

Natürlich muß *genug davon* da sein. Denn wo mit Geld alles geht, da geht logischerweise *ohne Geld nichts*. Mangel ist in der modernen Marktwirtschaft keine Frage der widerspenstigen Natur, sondern des Geldbeutels bzw. Girokontos. So gut wie den Zugriff auf alle wirklichen Güter besorgt das Geld auch den *Ausschluß* davon. Luxus ist deshalb auch längst kein Katalog extravaganter Güter mehr, die nur einer bestimmten gesellschaftlichen Kaste zukommen, sondern eine Frage der Geldsumme, die einer für bestimmte Güter freizumachen versteht und für andere im Leben nicht. Geld und Warenpreis entscheiden darüber, was einer futtert, wie er wohnt, womit er sich im Alltag und zur Erholung fortbewegt – was er also überhaupt vom Leben hat. Es ist keine moralische Warnung, sondern schlichte Tatsache: In ihrem privaten Leben *sind* moderne Menschen erst einmal genau das, was ihre *Geldsorgen* ihnen erlauben.

Die gesellschaftlichen Unterschiede sind daher heutzutage recht einfach beschaffen. Zwar steht es den vermögendsten Leuten frei, schlampig herumzulaufen; und keinem Hilfsarbeiter ist es verwehrt, mit eiserner Sturheit auf einen Sportwagen zu sparen. Aber jeder weiß, daß *diese* „Oberfläche“ täuschen kann. Sehr viel mehr weiß man über einen Menschen, wenn eine Zahl darüber vorliegt, wieviel er hat, und zwar an Geld. Diese Zahl entscheidet darüber, welche Entfaltungsmöglichkeiten und Freiheiten jemand besitzt – und nicht nur das. Für Gelder ab einer gewissen Größenordnung kann man sich nicht nur einiges leisten. *Sie leisten selber einiges*. Ihr Besitz allein schafft dem Besitzer – *Einkünfte*. „Geld“, sagt man, „arbeitet“. Und in dem einen Sinn ist da etwas dran: Es *erspart* einem, der genug davon hat, das Arbeiten.

Wie es das schafft, das Geld, das gehört schon in ein anderes Kapitel, nämlich das Stichwort „Kapital“. Fest steht jedenfalls: Ohne Leute, die gegen Geld arbeiten und die dabei ihrem Arbeitgeber deutlich mehr einbringen, als sie kosten, geht das nicht ab. Von diesem „Verfahren“ leben nicht bloß Industriefirmen, die alles und nur das produzieren, womit sich das Geld verdienen läßt. *Davon* sahnen auch die Kaufleute ab, die Waren kaufen, bloß um sie teurer verkaufen zu lassen. Und *davon* werden am Ende auch noch die Banken reich, die für ausgeliehenes Geld genügend Zinsen kriegen, um ihre Geldanleger prächtig mitverdienen zu lassen – sogar die 3 bis 4

Prozent fürs einfache Sparkonto, den Notgroschen der minder Bemittelten, fallen da nebenher mit ab.

In den bewährten Händen von Unternehmern, Kaufleuten und Bankiers zeigt das Geld, was es wirklich kann. Es gibt Verfügungsgewalt über alle Voraussetzungen und Mittel, um mehr Geld zu machen; insbesondere die Verfügungsgewalt über Lohnarbeiter, das wichtigste Geschäftsmittel nach wie vor.

Einigermaßen ärmlich nehmen sich dagegen die Dienste des Geldes für die Leute aus, bei denen das Verhältnis zwischen Geld und Arbeit umgekehrt beschaffen ist. Erst einmal leistet es gar keinen Dienst, sondern *verlangt* welche: Es will verdient sein, und zwar durch Arbeit zum Wohl der Firma – von wegen „Geld arbeitet“. Und mit seinem anderen Dienst ist es auch schon zu Ende, kaum daß es den geleistet hat: Als Kaufmittel verschafft es – nach sorgfältiger Einteilung und einigem Aufwand an Verzicht – ein paar Bedarfsartikel, und damit ist es weg. Die Notwendigkeit, ihm zu dienen, nämlich welches zu verdienen, stellt sich prompt von neuem ein.

Als Lohn *verausgibt*, fließt das Geld dem Geldbesitzer aus den Geschäftserlösen immer wieder zurück, schafft dauerhafte Geldeinkünfte. Als Lohn *eingekommen*, fließt es im Handumdrehen ab und schafft nichts als den dauerhaften Zwang, dafür zu arbeiten. Und diese beiden gegensätzlichen Funktionen des Geldes passen ganz hervorragend zueinander. So schafft es auf der einen Seite einen Reichtum, der nicht bloß verpraßt wird, sondern wächst. Und auf der anderen Seite besorgt es eine Armut, die die Betroffenen von vielem ausschließt, allerdings nicht vom Wirtschaftsleben selber. Für *dessen* „Aufschwung“ *lohnt* sie sich.

An großen und kleinen Zahlen auf dem Konto hängt also nicht bloß ein gründlicher Unterschied in allen Mitteln und Freiheiten, die die einen und die anderen „Geldbesitzer“ sich leisten können. Sie begründen *Gegensätze* zwischen Geld und *Dienst*, also einen Interessensgegensatz zwischen Leuten, die einander dafür gar nicht zu kennen brauchen. Und vor allem brauchen die gar nicht zu wissen, daß ihr Interesse an dem tückischen „Lebensmittel“ Geld, das scheinbar allen ehrenwerten Mitgliedern der Gesellschaft ohne prinzipiellen Unterschied gemeinsam ist, den ganzen *Gegensatz der gesellschaftlichen Klassen* in sich enthält.

Aus: Bremer Hochschulzeitung, Marxistische Gruppe (MG), 21.4.1987